

Stormarns preußische Jahre: eine Geschichtsliebe

von
Hans-Jürgen Perrey

© www.perrey.info

Man bittet mich, über Stormarns preußische Jahre zu berichten, und erlaube mir, sehr persönlich zu werden. Ich will von Liebe erzählen, von meiner Liebe zum Kreis Stormarn.

Doch wer so anfängt, hat sich bereits auf Geschichte eingelassen, denn Liebende haben immer ihre Daten, erinnern oder schwelgen in historischen Zeit-Räumen. Da war der Tag des Kennenlernens, des ersten Kusses und der ersten gemeinsamen Nacht. Ganz genau markiert man Stationen der Zweisamkeit, als die erste Wohnung eingerichtet wurde, als Heirat, Krisen, Kinder ins Haus standen, und nicht anders gravieren sich Treue, Scheidung oder Tod in die Lebenschronologie ein. Älter geworden, steht man mitunter staunend davor, daß man schon 10, 25 oder 50 Jahre hinter sich gebracht hat und feiert solche Festtage, sofern sie denn welche sind.

Beim Kreis Stormarn und mir war es durchaus ähnlich, auch wenn das eine oder andere, insbesondere was das Erotische anbelangt, eher untypisch verlaufen ist. So gab es zum Beispiel keine Liebe auf den ersten Blick. Im Gegenteil: Da war jene Kuriosität der jahrzehntelangen Bekanntschaft, ohne daß man füreinander etwas empfunden hätte.

Wie sollte ich auch! In unserer alten Kreisstadt Wandsbek geboren, wuchs ich im ländlichen Hoisdorf auf, habe dort und im damals kleinstädtisch-anmutigen Ahrensburg, wo es eine Stormarnschule gab und gibt, die Schulbank gedrückt und mein Pennälerdasein im stormarngeschichtlich jungen Großhansdorf abgeschlossen. Hier war ich zudem einige Jahre Lehrer. Heute bin ich es in Trittau, also hart an der Ostgrenze des alten Sachsengaus.

Wie kann man vor diesem biographischen Hintergrund verliebt sein? Ich war einerseits viel zu sehr in Stormarn aufgegangen, und andererseits kannte ich es zu wenig. Ich hatte auch später noch die typische OD-Beziehung zu unserem Kreis: Auto an- und abmelden, dem Kreiswehrrersatzamt und der Finanzbehörde möglichst aus dem Wege gehen, Bußgeldbescheide kämpferisch durchstehen. Stets war ich froh, wenn ich wieder »draußen« war.

Nein, der Kreis bedeutete mir dreieinhalb Lebensjahrzehnte lang nichts. Statt dessen gab es allenfalls Heimat: die an einem haftende Existenz- und Erfahrungsregion, die man – auch wenn man es wollte – nie ganz loswird. Dies war, weil Heimat stark mit Jugend koinzidiert, das Mittel-Stormarnsche der 50er/60er Jahre, mit dem starken Kraftfeld Hamburg, auf das man stets fixiert war und das längst begonnen hatte, meine bauerndörfliche Heimat beharrlich und unwiederbringlich zu zerfressen. Aber eigentlich war sie, diese Heimat, nichts Attraktives und gab sich, wie Heimat oft ist: spröde, einengend, peinlich, verschoben, rückwärtsgerichtet, geistig-mental unfruchtbar. Wenn platt gesprochen wurde, empfand ich es in der Tat als platt. Später war ich froh, als ich Latein lernen durfte.

Geändert hat sich erst etwas, als wir alle Heimat ab Mitte/Ende der 70er Jahre mit anderen Augen sehen lernten, als man den Begriff zu entrümpeln und akzeptieren begann und er modisch-modern wurde. Mit »Heimat« war es schließlich wie mit »Nation«. Ich erinnere noch gut, welche Probleme unsere Lehrer und wir mit solchen Begriffen hatten, sofern wir uns in den 60er Jahren überhaupt trauten, sie in den Mund zu nehmen. Fazit: der Kreis Stormarn und ich – von Liebe keine Spur.

Das sollte 1986 mit einem Mal anders werden. Ich war gerade dabei, mich von einer schwereren Operation zu erholen, war übelgelaunt und renitent in das Zimmer einer südalbingischen Rehabilitationsklinik eingezogen, als meine Frau mir am Telefon mitteilte, da sei ein Brief von »Schwarz« eingegangen. »Schwarz«? – Was wollte er von mir, der mir natürlich kein Unbekannter war?

Dr. Henning Schwarz, langjähriger Justizminister Schleswig-Holsteins, nun Minister für Bundesangelegenheiten und Stellvertreter des Ministerpräsidenten (was ihn ein Jahr später, als die Barschel-Pfeiffer-Affäre unser Land aus dem politischen Dornröschenschlaf riß, endgültig zur historischen Figur machte) – natürlich kannte ich ihn: als Staatsbürger und weil er in Hoisdorf gewissermaßen mein Nachbar war. Immer grüßte er aufs freundlichste, wenn wir uns begegneten. Ich den Hund an der Leine, er an mir vorüberreitend. Außerdem hatten wir uns ein-, zweimal in Bonn getroffen, wo er meine Schüler und mich großzügig in der Landesvertretung empfangen und bewirtet hatte.

Und nun ein Brief. Er datierte vom 2. September, also Tag von Sedan, was mir immer zu denken gibt. Henning Schwarz schrieb als Kuratoriumsmitglied der Kulturstiftung Stormarn. Unverkennbar wehte eine gewisse Aufbruchstimmung durch die Zeilen, gerade so, als sollte ein neues Geschäft eröffnet, Neuland unter den Pflug genommen und von nun an vieles anders werden. Die Kulturstiftung hatte beschlossen, im Bereich der Kommunal- und Regionalgeschichtsschreibung neue Akzente zu setzen. Projekte sollten auf den Weg gebracht, es sollte geforscht und publiziert werden, und der Herr Minister bot mir gleich drei Themen zur Auswahl an, mit denen man ganze historische Fachbereiche über Jahre hätte in Schwung halten können: die Geschichte Stormarns ab 1867, Stormarn vom Mittelalter bis 1867 und das Ganze noch einmal in der Kartographie. Der Brief schloß mit der Bitte zu überlegen, ob ich »als Sohn unserer engeren Heimat zur Feder greifen« wolle.

Ich war das, was man salopp »gebrauchpinselt« nennt. Doch, das gefiel mir. So inmitten der schlechten Laune einer oktroyierten Rekonvaleszenz wieder gebraucht zu werden und mal was ganz anderes machen zu können. Und ein, zwei Spaziergänge genügten, und ich hatte beschlossen, ein laufendes Forschungsprojekt, eine Dichter-Biographie, in die schon ebenso viel Herzblut wie Geld geflossen war, nun keinesfalls aufzugeben, sondern ohne weiteres und ganz nebenbei fortzusetzen und obendrein mit der Dame Stormaria anzubändeln, es mit ihr einmal zu versuchen. Der Fall lag ganz klar: Ich war auf dem Wege der Besserung und hatte keine Ahnung, auf was ich mich überhaupt einlassen sollte.

Ich schrieb also zurück, daß ich nach Möglichkeit gern den »neu- bzw. zeitgeschichtlichen Themenvorschlag« bearbeiten würde. »Denn meine bisherige Forschungs- und Publikationstätigkeit hat sich fast ausschließlich auf die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts bezogen, und ebenso ist auch mein landes- und lokalgeschichtliches Interesse vornehmlich auf diesen Zeitraum gerichtet.« Daß die beiden anderen Themen überhaupt nichts für mich waren, ließ ich lieber unerwähnt.

So weit, so gut. Ich kann hier abkürzen, weil nicht erzählt zu werden braucht, wie es Frühjahr/Sommer 1987 zu einer Vereinbarung mit der Kulturstiftung kam und das Projekt, das ursprünglich die Jahre von 1867 bis zur Gegenwart umfassen sollte, später noch auf die preußische Zeit begrenzt wurde. Ab 1. Juli 1987 jedenfalls tickte die Uhr. Ich saß an meiner »Kreisgeschichte« und hatte dem typischen ABM-Chronisten dieser Jahre, dem arbeitslosen Lehrer aus dem fernen West- oder Süddeutschland, zumindest den einen großen Vorteil voraus, daß ich wußte, wo der Kreis Stormarn überhaupt liegt.

Allenfalls gehört zur Vorgeschichte des Unternehmens noch, daß ich im Zuge der Sondierungen und Verhandlungen nun jenen Mann kennenlernte, an dem man nicht so leicht vorbeikommt und sich auch nicht so ohne weiteres vorbeimogeln kann, wenn man über Stormarns Geschichte forscht: den Kreiskulturreferenten Dr. Johannes Spallek, dem – wenn irgendwann einmal das Buch zur Geschichte der Geschichtsschreibung in Stormarn fällig ist – darin zweifelsohne eine gewichtige Rolle zugesprochen wird.

Er war es auch, der mich eines Tages in die Kommandozentrale der Kreisverwaltung begleitete. Ich hatte einen Termin bei Dr. Hans-Henning Becker-Birck. Dort ging es sehr freundlich zu, nicht ohne Noblesse und ausgesprochen landrätlich. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich, wie so ein Mann residiert, daß er zwar über ein beneidenswert großes Studio mit angrenzendem Konferenzraum verfügt, daß ihm das aber wenig hilft, da es überall furchtbar nach Arbeit und dringenden Geschäften aussah.

Ich behielt unsere Unterhaltung in guter Erinnerung und hatte diese Nachmittagsstunde später oft vor Augen, wenn mir aus den Akten die markanten Stormarner Landräte preußischer Provenienz entgegenblinzelten: Levetzau, Bülow, Bonin oder Knutzen.

Beim Abschied hatte ich noch eine Frage: Steht diese meine Kreisgeschichte, die ich nun in Angriff nehmen soll, irgendwie in Zusammenhang mit dem Jahr 1992, wenn unser Landkreis, aber nicht nur er, 125 Jahre alt wird?

Becker-Birck sah mich, dann Spallek erstaunt an: »Aber so was feiert man doch nicht«, meinte er schließlich und lachte auf seine charmante Art.

Ich war zufrieden. Also kein »Vierjahresplan«. Das nächste Jubiläum würde frühestens 2017 anfallen, zusammen mit dem 500. Jahrestag der Reformation, und bis dahin wollte ich ohnehin fertig sein. In vier oder fünf oder sechs Jahren würde ich vor meinen Landrat treten wie Tasso vor seinen Herzog, das große Werk in Händen haltend:

Ich komme langsam, dir ein Werk zu bringen,

Und zaudre noch, es dir zu überreichen.
 Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
 Wenn es auch gleich geendigt scheinen möchte.
 Allein, war ich besorgt, es unvollkommen
 Dir hinzugeben, so bezwingt mich nun
 Die neue Sorge: Möcht' ich doch nicht gern
 Zu ängstlich, möcht' ich nicht undankbar scheinen.
 Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
 Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen,
 So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!

Zugegeben, alles in allem war mir mulmig zumute. Zwar hatte ich den landrätlichen Segen erhalten und die schöne Stormaria nun an meiner Seite. Doch würde es ein Bund fürs Leben werden? Lohnte sich Stormarn wirklich? Der Forschungsalltag mußte es zeigen. Und der sollte nicht lange auf sich warten lassen, denn Lehrer können sich bekanntlich vor Ferien kaum retten.

So durchschritt ich eines Morgens den kühlen, steinigen Innenhof des altehrwürdigen Gottorf-Schlosses, langte an jenem turmartigen Nebenaufgang an, wo man enge, knarrende Stufen zu absolvieren hatte, die kein Ende nehmen wollten, bis schließlich auf den letzten Metern Teppichboden in Sicht kam, der einem tröstend zuraunte: Gleich bist du oben!

Ich rang ein wenig nach Luft und atmete noch bewegt, als ich durch die Glastür hindurch war und den Lesesaal des Landesarchivs betreten hatte. Hier gefiel es mir sofort! Alles etwas altmodisch und hausbacken, nichts von der Jet-Set-Nüchternheit der jetzigen Einrichtung. Hier sprach aus allem die Aufforderung, sich einzuleben, heimisch zu werden, an geweihter Stätte ad fontes zu streben. Man war gut aufgehoben, so daß ich an diesem Ort Stormaria lieben lernte. Die Flitterwochen hatten begonnen.

Ich richtete mich an meinem Arbeitsplatz ein, dort oben im landesherrlichen Schloß, wo der Ausblick anregend ist, nicht nur, weil der »Rote Elephant« zwei Steinwürfe entfernt liegt, in dessen Treppenhaus schwarze Adler die Geländer preußisch schmücken und von wo die Schleswiger Regierung acht Jahrzehnte lang die Geschicke unserer Provinz bestimmt hatte. Einige Wochen meines Lebens war ich nun Schloßbewohner: winters und sommers, bei Hitze und blauem Himmel, bei Nebel und trüben Aussichten.

Und – das soll nicht vergessen sein: Welch eine Hilfsbereitschaft und Großzügigkeit, menschliche Wärme und norddeutsche Herzlichkeit, welch ein Service! Ich wünsche anderen Institutionen dieser Art eine gute Scheibe davon! Hier lernte ich nämlich, neben weiteren liebenswürdigen Damen und Herren (Pro domo lautet die Devise: Wie der Herr, so's Gescherr), jenen Zirkel kennen, mit dem der archivalischen Quadratur unseres Landkreises besser beizukommen war.

Herr Hans Adolf Zirkel, der stets mehr war als der zuständige Schatzhüter im Lesesaal. Er stand nicht nur mit Rat und Tat zur Seite, nein, mit seiner frischen kameradschaftlichen Art ließ er mich manchmal auf die Idee kommen, wenn ich so dasaß und über meinen Akten mit staubverklebten Händen brütete: Jetzt hat er Mitleid mit dir! Daß du bei diesem opulenten Sommerwetter, das deine Kollegen an die Strände Europas getrieben hat, in diesem Studiersaale einsitzen muß.

Ja, dieser Zirkel hat die Stimmung gehoben und Mut gemacht, die geschichtlichen Linien meines Kreises exakter nachzuzeichnen. Und ich weiß es noch heute, wie er sich eines Tages mit mir gefreut hat, als in irgendeiner Akte mit einem Male eine ausgewachsene Stormarnkarte zum Vorschein kam, eine Entdeckung besonderer Art, eine Kreiskarte, die die neuen Ämter von 1888 verzeichnete, und wir diese Ausgrabung vorsichtig entfalteten und gemeinsam bestaunten.

Die Dame Stormarn machte es einem von Anfang an nicht leicht. Die Quellenlage für die Zeit von 1867 bis 1947, also die Preußen-Ära, ist insgesamt desolat, diffus und in Teilen katastrophal. Was man als Landratsarchiv tagträumerisch herbeisehnen möchte, ist 1943, als das alte Wandsbek in Schutt und Asche versank, mit untergegangen. Es gibt allenfalls Reste und Parallelüberlieferungen, vornehmlich in den Schleswiger Abteilungen des Ober- und des Regierungspräsidenten. Mit Neid blickt man deshalb auf den Quellenreichtum, den kommunalgeschichtliche Arbeiten anderer deutscher Länder und Regionen vorzuweisen haben, wo prallgefüllte Archive, selbst für die NS-Jahre, die Nahrungsgrundlage der Geschichtsschreibung abgeben.

Doch ich muß mit meinem ersten Tag beginnen, mit meiner ersten Akte, die ich aufschlug und mich tief beeindrucken, ja, sogar Spuren in mir hinterlassen sollte. Sie war mehr zufällig auf meinen Arbeitsplatz gelangt. Irgendwo mußte ich ja anfangen. Ein Findbuch Stormarn, das diesen Namen verdient, gab und gibt es meines Wissens bis heute nicht. Deshalb lebte ich in starkem Maße vom Fleiß eines Vorgängers, von Martin Wulf, der zwei Jahrzehnte zuvor eine Art Ersatz- und Behelfsfindbuch erstellt hatte, wofür ich ihm noch jetzt einen kollegialen Dank nachrufen möchte.

Nun, ich hatte zum obligatorischen Termin meine Bestellung aufgegeben, erhielt auch, worum ich gebeten, schob den Aktenstapel bis in die äußerste Tischecke und schlug, nachdem ich einen geheimnisvollen Knoten entflochten hatte, die erste Akte auf, um tief in die stormarnsche Historie hinabzutauchen. Und während mir die berühmte Mahnung im Ohr klang: »Der Heimat Vergangenheit ist der Spiegel ihrer Seele. Schau tief hinein!«, blätterte und las ich in den vergilbten Papieren aus dem Fundus des Regierungspräsidenten, einem Aktenvorgang, versehen mit einer fünfstelligen Nummer unter dem Titel: »Die durch die Regulierung der Heilsaue veranlasste Grenzveränderung«.

Wir schreiben das Jahr 1868. Munter fließt die Heilsaue vor sich hin. Zwei Grundbesitzer haben sich geeinigt, eine Grenze anders zu ziehen, einen Gebietsaustausch vorzunehmen. Die Behörden stimmen zu, und zwar in Berlin, Schleswig und Reinbek, wo Wilhelm von Levetzau seit einigen Monaten nicht mehr dänischer Amtmann, sondern preußischer Landrat ist. Das ist eigentlich alles.

Man liest und blättert und entziffert und fragt sich nach einer Stunde: Was geht mich das an? Unabweisbar nistete sich ein Gefühl in mir ein, das ich seitdem bei meinen regional- und kommunalgeschichtlichen Forschungen (und nicht nur hier) nie wieder ganz losgeworden bin: Wozu dieser Kram, diese Nichtigkeit? Was geht mich derartige Makulatur an? Mag ja sein, daß vor 119 Jahren ein Hahn danach gekräht hat, aber längst ist die Weltgeschichte mit allem, was dazugehört, drüber weggeschwappt, und die Heilsaue ist inzwischen auch eine andere, weil man bekanntlich nie zweimal in denselben Fluß steigt.

Ich muß dabei bleiben: Selbstverständlich kamen Akten von anderem Kaliber. Historische Brisanz stellte sich ein, und es gab reichlich und mit gutem Grund etwas zu erzählen – sonst wäre aus meiner Arbeit wohl nie etwas geworden. Aber da war auch immer die Negation: niederster Alltag in Hülle und Fülle, Rudimente längst überholter Daseinsvorsorge, Bagatellen oder Beschwerden, die damals vielleicht die Herzen bewegten oder auf die Mägen drückten. Hier beklagte sich einer in seitenlangem Lamento, dort stänkerte jemand in einer Grundstückssache oder beschwerte sich, daß bei den Bauarbeiten der Kreisbahn sein Gartenzaun beschädigt worden sei. Da schwärzte einer den anderen an, und selbst die Gestapo verlor die Lust, eine derartige Nörgelei weiterzuverfolgen.

Was konnte man all dem entnehmen? Vielleicht, daß man von uns Menschen zumindest soviel sicher behaupten darf, daß wir uns ungeachtet aller Transformationsprozesse der Geschichte nur wenig zu verändern scheinen. Und: Daß sich an einem einzigen Tag Weltgeschichte entsetzlich viel, – viel zu viel ereignet und anhäuft und quellenmäßig niederschlägt.

Was sollten mir die Meldungen aus der »guten alten Zeit«: Im Süden Stormarns sei ein Hagelschauer niedergegangen, in Rethwisch ein Bulle ausgebrochen, in Ahrensburg habe der Gutsinspektor zwei Diebe im Apfelbaum erwischt, der Raps stehe gut und der Landrat den Wegebauarbeiten an der Möllner Landstraße zwischen Grande und Trittau wohlwollend gegenüber.

Alles Geschichte! Alles (obwohl nur ein lächerlich kleiner Fetzen des tatsächlich Geschehenen) – alles konserviert in Kreis- und Amtsblättern, Zeitungen, Akten des Landes- und Kreisarchivs, der diversen Stadt- und Gemeindearchive oder in privaten Nachlässen. Aber wichtig?

Ich stelle mir vor, wir würden noch mehr Überlebtes aufbewahren, abspeichern und uns bewahren wollen. Und wir tun es ja! Wer Stormarns bundesdeutsche Jahre 1949 bis 1989 erforschen wollte, hätte es mit einem gänzlich anderen, schlichtweg erdrückenden informativen Rückstau zu tun. Aber was wählt er aus? Was ist von Relevanz? Muß man da nicht den Hagelschauer, den freiheitsliebenden Bullen, die Apfeldiebe und noch ganz andere Sachen einfach unter den Teppich kehren, weil sie kreishistorisch null und nichtig sind?

Doch es kommt noch schlimmer. Eine Zeitlang war ich von dem Gedanken beherrscht, ich könnte Stormarns preußische Jahre nur richtig begreifen, wenn ich mich dort umsähe, wo Klio unmittelbar am Werk ist, wo – wie im Zimmer von Landrat Becker-Birck – man den berühmten Hauch des Mantels der Geschichte zu spüren meint, wo Kreisgeschichte geschmiedet wird, weil dort heiße Eisen glühen und

kommunalpolitisch die Funken sprühen.

Ich besuchte also den Kreistag, das Hohe Haus in Bad Oldesloe. Zugegeben, vier oder fünf Stunden habe ich es nie ausgehalten und bin stets vorzeitig ausgerückt. Dennoch saß ich, wenn möglich, meine ein, zwei Stunden diszipliniert ab, war Teil der Öffentlichkeit, die die Damen und Herren Volksvertreter immer gern im Rücken spüren, bewunderte jedesmal den Präsidenten und Hausherrn, den kreispolitischen Nestor Hubert Priemel, wie er routiniert, jovial, aber mit der Verve eines Generals die Sitzungen voranpeitschte.

Oder es versuchte! Denn was half dem Fuhrmann die Peitsche? Nein, oft erschlaffte auch er. Dann saß er da, ein wenig ungeduldig und hilflos, lächelte auf seine herzensgute Art und hatte Muße zu staunen, weil die Damen und Herren Redner für sich alle Zeit der Welt in Anspruch nahmen, um irgendwelche kommunalpolitischen Peanuts mit schlechter Rhetorik unter die Menschheit zu streuen. Da holte eine Kreistagsabgeordnete oder ein Kreistagsabgeordneter unendlich weit aus, geriet überdies ins Philosophisch-Bundespolitische, fing aber erst beim Reden an zu denken (was immer das schlimmste ist) und nahm sich in der Rolle des kommunalen Volksvertreters (oder waren dies nur Lockerungsübungen für eine Landtagskarriere?) jedenfalls furchtbar wichtig. Die anwesenden Presseleute zischelten, machten spitze Bemerkungen und sahen beleidigt auf die Uhr. Der Protokollant schrieb schon lange nicht mehr mit, so daß sogar das Kreisarchiv leerausging.

Ich sage es offen heraus: Mir ging es schlecht bei diesem meinem Zeitzeugen-Dasein, weil ich allzu gemischte Gefühle hatte. Oft sind mir in diesen Stunden quälende Zweifel an meinem ganzen Projekt gekommen. War das früher etwa genauso, als der Königliche Landrat und Kammerherr von Bonin die Kreistagsabgeordneten der drei Wahlverbände zusammengerufen hatte und man am Düppeltag, dem 18. April, wenige Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Wandsbek tagte? War damals denn aufsehenerregender gewesen, was es zu verhandeln gab, um hinterher alles bei einem guten Herrenessen sacken zu lassen? Da war es ja auch nur um die Errichtung einer Stelle für den Kreiswiesenbaumeister gegangen, um Nebenlandstraßen, Bürokosten, Tarife der Südstormarnschen Kreisbahn für die Beförderung von Personen, Reisegepäck, Leichen, lebenden Tieren und Gütern, um Kiesgruben und technische Details bei der Kreissparkasse oder Überlandleitung.

Wenn du nun, so meine ängstlichen Überlegungen, auf der Grundlage des damaligen Protokolls, einiger Presseberichte und der einen oder anderen Schleswiger Akte etwas geschichtsschreibend daraus bastelst, übertreibst du dann nicht maßlos, machst aus Mücken Elefanten und stilisierst, was gar keinen historischen Rang besitzt?

Ich will nicht bestreiten, daß die Banalitäten des Alltags für den Historiker nicht auch von Wert sein könnten, und stelle mir vor, ein fleißiger Kreisarchivarius würde neben dem klassischen Archivgut erbarmungslos alle Ereignisse, Meldungen, Tatbestände registrieren: alle Hagelschauer und Wetterberichte, alle Apfeldiebstähle oder Verwerflicheres, sämtliche entlaufene Rindviecher, Verkehrsstaus, Unfälle, Klassenarbeiten an Kreisgymnasien, Rapserteerträge, Politikerreden und Werbeanzeigen des Einzelhandels. Nach der üblichen Schamfrist, die Historiker eigenartigerweise immer benötigen, um in Wallung zu geraten, ließen sich, meinerwegen in 20 oder 50 oder 100 Jahren, hervorragende statistische Auswertungen tätigen, und wir erhielten treffsichere Aussagen über die Entwicklung des Stormarner Wetters, der Landwirtschaft unter besonderer Berücksichtigung des Hornviehs und des Rapsanbaus, der Kreiskleinkriminalität, der Verkehrs- und Bildungssituation oder des Niveaus der Kommunalpolitik sowie des regionalen Einzelhandels. Aber wer sammelt das? Wer wertet es aus? Wer will daraus etwas machen?

Und dennoch: Kommunalgeschichte ist das Leben selbst. Hier blüht die Alltags-, Sozial-, Wirtschafts-, Verwaltungs- und Kulturgeschichte in ihrer vollen Pracht. Wo sonst? Hier ereignet sich die Totalität menschlichen Daseins und gerinnt tagtäglich zu Geschichte, von der Familien- bis zur Gesellschaftsgeschichte. Hier wird gelebt, gearbeitet, gespielt, erworben, bezahlt, betrogen, gemeckert, gestritten, gewählt, protestiert und kommunalpolitisch agiert. Hier schlagen sich obendrein die Entwicklungen, Entscheidungen, Taten oder Versäumnisse der großen Politik nieder. Hier wirkt sich Weltgeschichte aus, wird sie unmittelbar erlebt, erlitten und erfahren. In den kommunalen Niederungen sind die Menschen und die Generationen anzutreffen, an denen sich die Universalhistorie Tag für Tag abarbeitet.

Aber was hieß das für meine »Geschichte«, die ich schreiben wollte? Ich spürte – und meine erste

Schleswiger Akte hatte ihren Anteil daran genauso wie das Hohe Haus in Bad Oldesloe –, daß ich die Sache anders anpacken mußte, nicht buchhalterisch, nicht mit kalter wissenschaftlicher Akribie, leblos strukturiert, das kollektive menschliche Dasein unmenschlich zergliedert oder statistisch ausgerichtet, wie es ohnehin nicht vorkommt. Nein! Das wollte ich nicht, zumal ich auch den unverwüstlichen Ehrgeiz hatte, gelesen, sogar gern gelesen und verstanden zu werden und den Bürgerinnen und Bürgern Stormarns Geschichte schmackhaft aufzutischen.

So beschloß ich, auf eine Stimme zu hören, ohne die ich bei meiner Welt-Anschauung sowieso nie ganz auskomme, und mich der schönen Stormaria als Poet in die Arme zu werfen: Geschichtsforschung als das eine, Geschichtsschreibung als das andere zu betrachten, Forschung als Voraussetzung für den notwendig autonomen Gestaltungs- und Schreibprozeß zu begreifen, die Poesie in der Geschichte zu suchen und die Forschungsernte erzählen zu wollen, weil das Epische – so meine feste Überzeugung – der Geschichte selbst schon innewohnt. Denn Geschichte gibt es nur, weil es den Menschen gibt, und ohne episches Denken und Handeln kann ich mir den Menschen schlichtweg nicht vorstellen.

Ohnehin hatte mich eines immer wieder frappiert: Warum ist die Episode, die Anekdote des Alltäglichen, die Erzählung des Allzu-Menschlich-Nebensächlichen so schön, so wichtig, wahrhaftig und aussagekräftig, wenn Siegfried Lenz, Uwe Johnson, Walter Kempowski, Günter de Bruyn oder Arno Surminski zur Feder greifen? Welch erhellende Kraft steckt in der kleinen Geschichte, wenn man sich auf das weite Feld der Literatur begibt und sich deren Regeln und Gesetzen ein wenig anvertraut?

Und: Ist das, was sich 80 preußische Jahre lang in Stormarn ereignete, diese ebenso quantitativ-ernüchternde wie anekdotisch-berauschende Ereignisfülle nicht auch erzählerisch zu verwalten und zu organisieren? Ließen sich die unendlich scheinenden Fakten nicht sinnvoll auslesen und wie Perlen auf eine Schnur ziehen, eine »Fabelschnur« sozusagen, so daß aus dem Wirrwarr eine Geschichte gemacht werden konnte: mit Anfang und Ende, mit Höhe- und Wendepunkten, dramatischen Zuspitzungen, Beschreibungen, Retardationen, Exkursen und Betrachtungen?

Du lieber Gott, welch neues Geschichtsterrain eröffnete sich mit einem Male! Die Frau und der Mann, die mit langem Atem den Kreistag strapazierten, mußten lediglich literarisiert werden. Der Kreistag als politische Bühne oder historisches Theater! Um Stormarns Geschichte darzustellen, hatte man Geschichten zu erzählen, gerade so, als berichte man von einem aufregenden Reiseerlebnis.

Das Verfahren ist uralte: Man tritt aus dieser Welt zwei, drei Schritte heraus, stellt sich ein wenig auf die Zehenspitzen und betrachtet Menschen und Dinge und was es sonst noch gibt auktorial-wohlwollend, womöglich liebe- und humorvoll, auf jeden Fall als Ausdruck dieser Welt und als das Leben selbst. Man muß – vorbei an allen Vereinsstatuten der betrieblichen Geschichtswissenschaft, die einen dafür mit Verachtung strafen wird – das Poetische herausarbeiten, das Anekdotische im Profanen entdecken und für die Erzählung konstitutiv werden lassen.

Plötzlich war nichts mehr gegen den Hagelschauer oder den demolierten Gartenzaun aus den Tagen unserer wackeren Südstormarnschen Kreisbahn einzuwenden. Durch all das begann sich die Vergangenheit zu regen, wurde sie wieder lebendig und farbig und wahrhaftig. Was ich meinen Lesern nun bieten konnte, war am Ende die partielle Realisierung des ebenso bescheidenen wie grandiosen und vom alten Ranke erhobenen Anspruchs an alle Geschichtsschreibung, zu erzählen, wie es eigentlich gewesen sei.

Meine Leserinnen und Leser – sie sollten Geschichte vorgeführt bekommen und dramatisch vor Augen haben, weil Drama »Handlung« heißt. Die leblose, entrückte Vergangenheit sollte in der Phantasie – als Abbild früherer Realität – neu konstituiert werden, damit man diese kennenlernen und mit ihr vertraut werden konnte. Sicherlich, all das muß der Wissenschaftler, der mit den Zukunftskollegen kommuniziert, nicht leisten, da er von höherer Warte aus analysieren, interpretieren und diskutieren will. Doch bei mir war es anders. Ich durfte – Gott sei dank – für die geschichtsinteressierte Öffentlichkeit schreiben.

Doch lief ich nicht Gefahr, wenn ich mich auf diese Weise der Poesie verschrieb und dem Anekdotischen derart huldigte, im Chaos und in der Totalität des Vergangenen unterzugehen, in einer myriadenhaften Faktizität zu versinken? Keineswegs! Bekanntlich ist jeder gutgefertigte Roman besser strukturiert und zu verdauen als irgendeine blutleere wissenschaftliche Abhandlung, die irgendwann einmal in Deutschland zu Papier gebracht wurde. Denn die literarische Kunst vermag zu verdichten und das scheinbar Belanglose zum Allgemeingültigen zu erheben, womit sie dem »Eigentlichen« des Rankeschen Postulats vielleicht auf ihre Weise näherkommt.

Und keine Angst! Selbstverständlich hatte auch ich mein inneres Gerüst von einer Geschichte des Kreises: nicht ideologisch formatiert, nicht geschichtstheoretisch präjudizierend, aber immerhin beim Forschen und Recherchieren gewachsen und entwickelt. Denn nach und nach hatte ich, um meiner Stormaria auf die Schliche zu kommen, Suchscheinwerfer aufgestellt, die tief in das Dunkel der Vergangenheit hineinleuchten sollten und sich dabei immer intensiver und exakter auf bestimmte Themenschwerpunkte einspielten.

Ob Stormarn es einem dabei leichter macht als andere Landkreise, weiß ich nicht und müßte womöglich noch erforscht werden. Doch Stormarn hatte und hat nun einmal seine kommunalgeschichtlichen wie -politischen Leitmotive, die die preußischen Jahre kennzeichnen: der agrarisch-gewerbliche Nord-Süd-Gegensatz, die damit aufs engste zusammenhängende Groß-Hamburg-Problematik (die niemals mit dem Groß-Hamburg-Gesetz von 1937 zu verwechseln ist!), die Verkehrsbelastung und -planung zwischen Hamburg und Lübeck, die Achsen- und Siedlungsproblematik oder die damit verbundene »Hauptstadtfrage«. Hinzu gesellen sich zum Beispiel eine recht kämpferische Arbeiterschaft im Vorhof der Weltmetropole oder nach dem Ersten Weltkrieg eine äußerst agile wie erfolgreiche NSDAP und vieles andere mehr.

Bei alledem kristallisierte schon bald eine Idee, banal, aber brauchbar als Gedankenstütze: Was ich aus Stormarns preußischer Ära zutage förderte, was sich bei uns zwischen 1867 und 1947 abgespielt hatte, war »eigentlich« nichts anderes als ein kleiner Teil des welthistorischen Modernisierungsprozesses vom 19. zum 20. Jahrhundert und letztlich ein Ausschnitt aus der politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Geschichte meines Landes, meines Deutschland, zu dem mich das Schicksal nun einmal verdonnert hatte. Es war die Geschichte meiner Heimat und meiner Nation, war untypisch oder wiederum nicht – und daraus hatte ich nun eine Geschichte, meine Kreisgeschichte, zu formen.

Apropos Suchscheinwerfer – metahistorisch sind sie natürlich das A und O, und ich habe für jeden Verständnis und lerne auch gern von jedem, der bessere Parameter entwickelt hat, der weiter, breiter, gezielter, kontrastreicher, erhellender in die Vergangenheit hineinleuchtet. Zweifelsohne ist Erkenntnistheorie, die Bewußtmachung des erkenntnisleitenden Interesses, die Mutter aller Geschichtsforschung.

Ich finde es nach wie vor herrlich, wie Friedrich Schiller in seiner genialen, (im besten Sinne des Begriffs) dilettantischen Jenaer Antrittsvorlesung darüber philosophiert hat. Wie auch er auf die Unendlichkeit des Faktischen zu sprechen kommt und nach der alles verbindenden Idee sucht, indem er das singuläre Ereignis auf den universalhistorischen Prozeß zurückverweisen will.

Oder ich stehe ehrfürchtig davor, wenn ich Hans-Ulrich Wehlers Einleitung zu seiner voluminösen Gesellschaftsgeschichte wieder einmal vorgenommen habe, wo ehrlich, wahrheitsringend und mit der sympathischen Bescheidenheit eines großen Wissenschaftlers vorab Auskunft erteilt wird und dem Leser ein erkenntnistheoretischer Fahrplan in die Hand gedrückt wird, damit er auf den Tausenden von Seiten, die ihn erwarten, ja auf keine »Erzählhaltung« des Autors stößt, über die nicht zuvor Rechenschaft abgelegt worden ist. Bewunderswert! Streng wissenschaftlich und unpoetisch. Aber Wissenschaft will schließlich nicht literarisch interpretiert werden.

Und – last but not least – ich nehme von Zeit zu Zeit gern jenen Disput hervor, den sich Hans-Ulrich Wehler und Golo Mann vor vielen Jahren lieferten, als es cum grano salis um die Gretchenfrage »Strukturgeschichte oder Geschichtserzählung« ging (nachzulesen in »Theorie der Geschichte«, Beiträge zur Historik, Bd. 3). Daß ich zu den Parteigängern Golo Manns zähle, habe ich längst bekannt, und da ich ein notorischer Spätentwickler bin, werde ich Wehler, wenn er dann geschichtsphilosophisch die besseren Karten haben sollte, vielleicht erst als Greis die Treue schwören können.

Geschichtsschreibung muß, wie das Erzählen überhaupt, einen Standpunkt beziehen, und den hatte ich eigentlich schon vor Arbeitsbeginn gefunden. In meinem Brief an Henning Schwarz hatte ich ja angedeutet, mir die Geschichte des Kreises aus der nationalen Perspektive vorzunehmen. Ich versetzte mich gewissermaßen in die Position des aufgeklärten, zeitunglesenden Zeitgenossen, um die Vergangenheit im nachhinein mitzuerleben.

Daß das überhaupt nur möglich war, indem ich den nahezu geschlossenen Bestand des Oldesloer Landboten, des Vorgängers des Stormarner Tageblatts, ausplünderte, dessen Lektüre bei weitem verführerischer war als alle Schleswiger Akten zusammen, muß an dieser Stelle nachdrücklich betont werden.

Und sicherlich ist mir, weil Pressequellen ungleich vitaler sind als Texte aus Politik und Bürokratie (denn Presse hat ein Publikum und kann schon morgen »abgewählt« werden), das monatelange Zeitungstudium bei meinem narrativen Anspruch sehr entgegengekommen. Ich mußte und wollte nacherleben, wie es dem Landkreis zwischen Hamburg und Lübeck, der ja nur einen Bruchteil des Deutschen Reiches flächen- und bevölkerungsmäßig repräsentierte, ergangen war, was hier typisch, was untypisch verlaufen war und wie sich das alles aus der zwangsläufig begrenzten Sicht des Zeitgenossen dargestellt hatte. Und stets war ich von dem leichtsinnigen Optimismus beseelt, daß die Redakteure unter preußischer Ägide zweifelsohne weitaus zuverlässiger und exakter gearbeitet haben, als es heutzutage bei gewissen Lokalblättern bisweilen der Fall ist.

Mir ist klar, daß – was meinen narrativen Standpunkt angeht – dieser einer von vielen ist. Man hätte, abgesehen vom esoterisch wissenschaftlichen Zugriff, auch den traditionell heimatgeschichtlichen wählen können, der mir allerdings nicht liegt. Er steht immer noch in Blüte, ist unverwüstlich und früher vor allem kultiviert worden, um sich unpolitisch geben zu können. Die alte Heimatgeschichtsschreibung wurzelte mit beiden Beinen im lokalen Humus. Sie war affirmativ, weil sie im Großen nichts in Frage stellen oder auch nur berühren wollte. Sie kam aus den Tiefen der deutschen Romantik, tendierte zum Mythos (oder auch -thus), erzählte schwärmerisch vom Vergangenen, um patriotisch zu stimulieren. Gegenwart spielte nur dann eine Rolle, wenn man nicht Gefahr lief, ins Aktuell-Politische zu geraten. Im Kaiserreich geschah das alles aus Naivität, in den Weimarer Jahren aus Trotz und im »Dritten Reich« aus hingebungsvoller Untertänigkeit.

Wir haben dieser traditionellen Forschung, deren Blick oft nur bis zum Dorfende oder nächsten Knick reichte, durchaus einiges zu verdanken, und ich wäre der letzte, all meine verblichenen Kollegen, deren geschichtskulturelles Engagement man gegenwärtig manchem Lehrer wünschen möchte, zu schelten oder gar zu verdammen, weil sie damals mit Inbrunst und leuchtenden Augen Heimatforschung betrieben. Aber in ihre Fußstapfen treten wollte und will ich keinesfalls. Wir haben heute vielleicht nicht unbedingt andere Fragen, aber wir suchen doch nach anderen Antworten.

Mein Standpunkt, als ich zu schreiben begann, war zugleich mit Neugier und Entdeckerfreude gekoppelt. Zwar kannte ich die Wege und Irrwege meiner Nation einigermaßen, aber nun wollte ich wissen, wie es meiner Stormaria, meiner neuen Liebe, ergangen war, was sie alles auf dem Kerbholz hatte, wie zweifelhaft ihre Vergangenheit und Ehre eigentlich waren. Damit war etwas sehr Elementares gegeben, was ich jedem Historiker und Geschichtsschreiber von Herzen wünsche – die detektivische Entdeckerfreude.

Konstruiert man eine fiktive Geschichte, wirft seine Ideen aufs Papier oder läßt sie auf dem Bildschirm erscheinen, geschieht es ja nicht selten, daß die Fabel ihre Eigendynamik entwickelt, daß man vom Entwurf abweicht und staunend erlebt, wie epische Urgesetze hervorbrechen und es in einem anfängt zu erzählen. Im Erzählprozeß meiner Kreisgeschichte waren es immer wieder die stormarngeschichtlichen Spezifika und regionalen Mosaiksteinchen, die mit einem Male in Akten oder Artikeln aufleuchteten, mich verblüfften, bei Laune hielten, andere Wege einschlagen ließen und ihr literarisches Recht im Gesamtkonzept beanspruchten: Episoden, Schicksale, originelle Zusammenhänge, wundervolle Geschichten, mit denen man einfach nicht gerechnet hatte.

Es war schon aufregend: Manchmal – ganz unspektakulär – waren diese Entdeckungen nichts anderes als das, was in den Handbüchern der Geschichte auch zu finden ist. Wie man es tausendmal gelesen hatte. Gerade mit der Geschichte des Nationalsozialismus erging es mir so. Eigentlich war alles hinlänglich bekannt. Was sollte man noch Neues erfahren? Dennoch war ich immer wieder verblüfft: Den fatalen Irrweg meiner Nation, diesen widerlichen Kleinbürgerschlamassel, diese kollektive Idiotie hier in meinem Stormarn knallhart attestiert zu bekommen und zu erleben, wie wir Deutschen damals waren, was in uns steckte, was wir wollten und nicht wußten, worauf wir hereinfliegen und wobei wir mitmachten. Es ist trivial: Aber manchmal klärt nichts so sehr auf, wie die Lektüre einiger Jahrgänge alter und ganz alter Zeitungen. Und: Die konkrete regionalgeschichtliche Perspektive ließ den abstrakten historischen Sachverhalt natürlich spielfilmartig an Farbe, Ausdruck, Spannung und epischer Qualität gewinnen.

Oder sonderbar war etwas anderes: Wenn mir in den Akten oder der Zeitung plötzlich Männer und Frauen begegneten, die ich kannte, deren Namen mir seit der Kindheit vertraut waren, die ich noch gesehen und erlebt hatte. Da war der alte pensionierte Herr, der in unserem Dorf wohnte. Ihn hatte ich

noch deutlich vor Augen und als Kind jedesmal mit Respekt begrüßt, denn von den Erwachsenen war mir so viel mit auf den Weg gegeben worden, daß es etwas Besonderes mit ihm sei. Man tuschelte und munkelte und grünte bisweilen, und jedermann wußte, er sei »ein ganz strammer Nazi« gewesen. Das hörte sich übrigens nie unfreundlich an, eher vertrauenerweckend. Der Mann – so reimte ich mir das damals zusammen – hatte etwas Aufregendes dargestellt, sich etwas Tolles geleistet und ausgefressen und besaß das Ansehen eines Draufgängers. Niemand wäre auf die Idee gekommen, ihn anzuprangern. Er war einer von uns, allerdings mit abenteuerlichem Vorleben.

Gewarnt wurde ich hingegen vor zwei anderen Individuen, und ich hatte nicht nur Respekt, sondern eine tiefsitzende Angst vor ihnen: Der eine war Kommunist und mir folglich zutiefst suspekt. Jedoch – das hatte ich herausgehört – keine unmittelbare Gefahr für Leib und Leben. Von ihm ging eine Bedrohung genereller Art aus. Er steckte mit der »Ostzone«, Ulbricht und Chruschtschow unter einer Decke, was allein für eine öffentliche Steinigung am Dorfteich ausgereicht hätte.

Im anderen Fall handelte es sich um die Dorfhexe. Hier lag die Sache tiefenpsychologischer, mystischer, atavistischer: Eindringlich warnte man uns Kinder, wußte die unglaublichsten Schauer-geschichten, hatte haarsträubende Beispiele zur Hand, und noch heute ist mir – wenn ich an dem Haus vorbeifahre – ich weiß nicht wie. Das Ganze: Hoisdorf in den 50er Jahren. Mir fiel vieles wieder ein beim Studium der alten Zeitungen und Akten, das Poetische wurde regelrecht zudringlich, weil überall Stoffe für Erinnerungen lauerten.

Kommunalgeschichte läßt sich nicht ohne Menschen abhandeln. In hohem Maße ist sie wie gesagt Sozial-, Wirtschafts-, Verwaltungs- oder auch Kulturgeschichte, und schon deshalb sind die Menschen aus ihr nicht wegzudenken. Im Vorwort meiner Kreisgeschichte habe ich geschrieben, daß in meinem Buch »die Rückkehr des Menschen in die Geschichtsschreibung (wieder einmal) stattfinden« könne, weil »es Menschen waren, die Stormarner Geschichte gemacht und in Stormarn Geschichte erlebt haben.« Hierzu stehe ich nach wie vor, ich kann nicht anders.

Doch fast noch wichtiger ist und war das, was unter Mentalitätsgeschichte firmiert. Davon wollte ich in erster Linie erzählen: Wie auch damals, vor soundso vielen Jahrzehnten, engagierte und eitle, couragierte und standpunktlose, kluge und bornierte Männer (die kommunalpolitisch bis 1918 Geschichte allein machen mußten) die Probleme ihrer Zeit anpackten oder auch nicht. Daß sie sich dabei in schöner Regelmäßigkeit an der Speerspitze der menschlichen Entwicklung wähnten und oft mit unerschütterlichem Selbstbewußtsein und Glauben an den alleinverbindlichen Fortschritt gehandelt haben, versteht sich von selbst und liegt wohl in der Natur, nicht nur von Politikern, sondern des homo sapiens überhaupt.

Ja, ja, habe ich oft gedacht, so waren wir damals eben. So haben wir uns gegen die preußische Vereinnahmung gesträubt, gegen diesen Anschluß, die Wende von 1867. So haben wir mit bestem Wissen und Gewissen für mehr und immer mehr Straßen, für mehr Landwirtschaft und weniger Natur gestimmt, haben Feuchtgebiete trockengelegt, weil wir sie als unnützlich und ungesund erachteten, und uns deshalb schon in den 1870/80er Jahren gewundert, daß die Störche wegblieben. Wir haben die Strohdächer verwünscht und beseitigt (was merkwürdigerweise mit einer auffälligen Brandhäufigkeit in Stormarn einherging), weil sie Ausdruck von Rückständigkeit und Armut waren.

Eines Tages sind wir beschwingt in den Ersten Weltkrieg gezogen, waren froh, daß es endlich losging, das reinigende Gewitter, und haben euphorische Reden geschwungen (gerade wir Schulmeister), weil wir uns hundertprozentig im Recht und von Feinden umringt wußten. Aus Wut, Verzweiflung und Ohnmacht haben wir Hitler gewählt, haben gestaunt, was der Mann alles konnte und wagte, haben mit ebenso schlechtem Wissen wie Gewissen mitgemacht und schließlich den Kelch mit ihm und den Seinen, die auch die Unsrigen waren, ganz bis zum Grunde leeren müssen.

Ich habe mich bemüht, als ich mein Buch schrieb, Stormaria nicht anzuklagen, sondern lediglich ihre Geschichte zu erzählen, wie ich sie forschend erfahren habe. Werten sollte und muß der Geschichtsschreiber, aber nicht anklagen, vielleicht schon deshalb nicht, weil alle Besserwisserei dumm ist. Auch wir werden in wenigen Jahrzehnten auf dem Prüfstand stehen. Dann wird die nächste oder übernächste Generation über unsere Naivität, Kurzsichtigkeit, Heuchelei, Unaufgeklärtheit und Perspektivlosigkeit forschen und staunen. Eigentlich ein bedrückender Gedanke: Wir dürfen getrost davon ausgehen, daß wir keinen Deut besser sind als alle unsere Vorfahren und wir mit samt unserem geheiligten Konsens-Fortschritt und den vielen Wechseln, die wir auf die Zukunft ausgestellt haben, in

50 oder 100 Jahren ohne weiteres für recht einfältige oder bestenfalls exotische Wesen gehalten werden.

Ob wir aus der Geschichte lernen können, weiß ich nicht, und ich habe meine Zweifel, allein schon deshalb, weil wir die Angewohnheit kultivieren, hinsichtlich potentieller Gefahren wie das Kaninchen auf die Schlange zu starren. Nichts fürchten wir seit einem halben Jahrhundert so sehr wie einen neuen »Hitler«. Unsere Moral, Politik, Verfassung, Kultur, vor allem Geschichts- und Bewältigungskultur kreisen in hohem Maße um diese Furcht. Aber ist diese begründet? Ich halte eine Neuauflage von Ereignissen, wie sie sich zwischen 1918 und 1933 auftraten, in Deutschland und damit in Stormarn, für wenig wahrscheinlich. Zeit und Gesellschaft und Europa sind inzwischen einfach anders geworden.

Dennoch kann man mit guten Gründen davon ausgehen, daß konkrete Gefahren auch auf uns, unsere Gesellschaft, Rechtskultur, Demokratie und Zivilisation warten. Nur welche? Wo lauern sie? Wie könnten wir im Vorfeld mit ihnen fertig werden?

Menschliches Leben und Wirken, politische Prozesse und Zusammenhänge, Konflikte und Katastrophen, Irrwege und Fortschritte begreifen wir ohnehin erst vollständig, wenn wir sie als historische Phänomene abbilden und erörtern. Erst der Blick in die Vergangenheit eröffnet die notwendige Totale, um das jeweils »Eigentliche« ausmachen zu können. Die Zukunft ist dunkel und unzugänglich, die Gegenwart nebulös-zwielichtig, von punktuellen Charakter und durch vieles verstellt. Angemessen erhellen lassen sich erst abgeschlossene Zeit-Räume, und erst dann eröffnet sich die Chance, menschliches Dasein einigermaßen zu verstehen. Sicherlich liegt in diesem banalen Sachverhalt auch der Grund dafür, daß wir so gern bereit sind, Vergangenheit zu idealisieren. Sie bietet schlichtweg die einzigen Zeit-Räume an, die hierfür in Frage kommen. Gegenwart und Zukunft sind für Schwärmereien gänzlich ungeeignet.

Deshalb leiten wir auch unsere Handlungsmaßstäbe für die Gegenwart oft und notgedrungen aus der Erfahrung ab, die wir im Umgang mit der Vergangenheit gewonnen haben. Ob das jedoch immer sinnvoll ist, ist die alles entscheidende Frage. Ich will nicht fatalistisch erscheinen, vertrete aber dennoch die Auffassung, daß das Lernen aus der Geschichte ein extrem komplizierter Vorgang ist und es hierzu einer brillanten Geistes- und Interpretationsarbeit bedarf. Das meiste, was uns auf diesem Gebiet tagtäglich an Geschichtserkenntnissen, Analogien, Parallelen, Betroffenheiten, Schuldzuweisungen oder didaktischen Plakatierungen angeboten wird, ist nichts als blanke, selbstgefällige Ideologie.

Wir wären nämlich nicht die ersten, die – unter Einbeziehung einer schiefen Vergangenheitsdeutung – eine falsche Bedrohungs- und Krisenanalyse betreiben und zu verkehrten Ratschlüssen gelangen. Außerdem sind Gefahren oft erst dann fatal und werden zur Katastrophe, wenn sie sich mit unvorhergesehenen Ereignissen überlagern. Aber sind wir Hellseher? Haben wir unsere Wirklichkeit so im Griff und verstanden, daß wir eine korrekte multidimensionale Prognose wagen können? Sind wir nicht vielmehr auch Gefangene und Opfer des herrschenden Zeitgeistes?

Ich will einmal ein Beispiel herausgreifen, das für Stormarn historisch nicht uninteressant ist. Was ich meine, ist mentalitätsgeschichtlich von Belang und vielleicht auch amüsant – wenn man es aus der Rückschau denn belächeln möchte: das Problem »Sozialdemokratie« in der »guten alten Zeit«. Betrachtet man das Verhältnis oder Nichtverhältnis, das die bürgerliche Gesellschaft des Kaiserreichs zu den »vaterlandslosen Gesellen« hatte, mag man denken: Welch eine Manie oder Panik, Welch eine Verkennung des politischen Sachverhalts! Die Partei Friedrich Eberts, Kurt Schumachers, Willy Brandts, Helmut Schmidts etc. etc. – etikettiert als »rote Gefahr«! Aber hatten unsere Vorfahren damals eine andere Wahl oder Chance, zu besseren Einsichten zu gelangen? Wo lag der intellektuelle Schlüssel, mit dem Problem fertigzuwerden? Damals, aus der Sicht Stormarner Bürgerinnen und Bürger (die hier auf idealtypische Weise die Nation repräsentieren), gipfelte der Zeitgeist (oder war es der Weltgeist?) in der Vorstellung: »Hannibal ante portas!«

Die Sozialdemokratie war in ihren Augen mehr als eine radikale Partei. Sie verkörperte eine sozialrevolutionäre Bewegung, die aus der Sicht von 1878, 1890 oder 1912 alles Lebenswerte und Erreichte in Frage zu stellen schien und es teilweise ja auch tat. Da gab es aus bürgerlicher Sicht, bei aller Einsicht in die soziale Problematik, keine Kompromisse, nur die entschlossene Gegenwehr des Staates, heute vergleichbar mit der Entschlossenheit, die Feinde der Demokratie von rechts oder links zu bekämpfen. Es gab damals anscheinend keine vernünftigen und praktikablen Antworten, und ich

würde behaupten, weder auf der einen noch auf der anderen Seite, weil die »Genossen« eben nicht die Sozialdemokraten von 1918/19, 1945, 1959, 1969 oder 1998 waren. Es war eine fast schicksalhafte zeitbedingte Unversöhnlichkeit, die katastrophale Folgen haben sollte.

Jetzt höre ich: »Es hat doch aber diesen und jenen gegeben, der schon damals sagte, daß...« – Zugestanden! Aber konnte er etwas bewegen? Es ist überhaupt ein schwacher Trost, daß es in jeder Generation nur wenige Frauen und Männer gegeben hat und gibt, die fruchtbare, richtungweisende Ideen und Antworten zu Markte tragen und durchdringen. Meist steht ihnen eine Allgemeinheit im Wege, die sich in Indolenz übt oder allzusehr mit schlechtem Wissen und gutem Gewissen im kollektiven Konsens verharrt. Lassen wir denn heute jene Politikerinnen und Politiker ans Ruder, die mit Intelligenz, Sachverstand, humanem und aufklärerischem Geist gesegnet sind und somit Platons Forderung gerecht werden, daß nur die Besten politische Verantwortung zu übernehmen hätten?

Nun spielen auch in meiner Kreisgeschichte einige von jenen Männern (und mit der Wende 1918/19 treten auch die Frauen hinzu) eine Rolle, die bisweilen Geschichte machen, weil sie klug und unkonventionell und mutig gewesen sind. Für die Weimarer Jahre ließen sich mit Louis Biester, dem großen Stormarner wie deutschen Sozialdemokraten, oder Paul von Schoenaich, dem legendären Reinfeldler Pazifisten, prächtige Beispiele anführen. Ich allerdings möchte an dieser Stelle ihren historischen Mitstreiter, den großartigen Landrat Knutzen, noch einmal aufs Podest heben. Kennengelernt habe ich ihn erst während meiner Recherchen, und lange hat es nicht gedauert, da war ich entschlossen, ihm ein kleines Denkmal zu setzen.

Friedrich Knutzen: Was für ein Mann, was für ein Weitblick! Wäre nicht auch sein Nachlaß 1943 in Wandsbek in Flammen aufgegangen, ich säße sicherlich längst an einer Biographie über diesen bedeutenden kommunalen Staatsmann. Doch da es auch hier heißt: Unwiederbringlich! – so kann ich nur wieder einmal darum bitten, in Stormarn jedenfalls eine Straße nach ihm zu benennen. Am besten eine Magistrale in Ahrensburg, denn hier begann die eindrucksvolle Laufbahn des ersten nicht-königlichen und nicht-aristokratischen Landrats im preußischen Stormarn.

Von ihm, das heißt – da er ein schreibender Landrat war – aus seinen vielen Reden, Expertisen, Denkschriften, habe ich erklärt bekommen, warum meine ländliche Heimat Hoisdorf nach und nach dem Fraß der Großstadt zum Opfer fiel und fällt und warum aus Bauerndörfern unwiderruflich vorstädtische Wohngemeinden werden. Knutzen war schlichtweg der Fachmann für die Groß-Hamburg-Problematik. Aufgrund seines städte- bzw. raum- und regionalplanerischen Sachverstands machte er eine klassische Kompetenz-Karriere: Er wurde nicht nach oben weitergereicht, weil er nichts konnte, aber parteipolitische Kletterseile hatte, sondern blieb auf seinem Posten, weil er gut war und immer besser wurde und etwas bewirkte. Er galt als einer der fähigsten Landräte in Preußen. Selbst die Nazis, die ihn aus dem Amt jagten, kamen schon bald ohne sein Wissen nicht mehr aus.

Durch Friedrich Knutzen ist in mir die Frage aufgekeimt, ob es nicht auch eine Art Umweltschutz vor urbanem Wildwuchs geben müßte. Wäre es nicht an der Zeit, das qualitätsentleerte, rein quantitative Wuchern der Großstädte und das damit einhergehende Plattwalzen von Natur einzudämmen? Brauchen wir nicht neue und andere Entscheidungen, wie wir Natur, menschliche Siedlung und infrastrukturelle Vernetzung zusammendenken und zu Antworten für ein humanes Leben auf diesem Planeten kommen? Oder radikal-utopisch gedacht: So wie wir die Menschenvermehrung auf dieser Erde drastisch regulieren müssen, so sollten wir auch die Städte wieder begrenzen! Ich plädiere auf Wiedereinführung der mittelalterlichen Stadtmauer, zumindest ideell-planerisch! Oder ist es uns egal, wenn die Region Hamburg-Stormarn-Lübeck eines Tages aussieht wie Los Angeles, eine »Stadt« mit den Ausmaßen des Saarlandes?

Friedrich Knutzen – er war nur einer von vielen hundert Landräten in Preußen, aber er war ein Mann mit Geist, Sachverstand und Engagement. Und ich lasse deshalb nicht locker: Vergessen wir ihn nicht, damals war er einer unserer Besten! Ein Mann mit Ein- und Weitblick.

Meine Kreisgeschichte, meine unendliche Geschichtsliebeseerklärung an Stormaria, wird 2003 zehn Jahre alt. Ich weiß, daß sie hier und dort Leserinnen und Leser gefunden hat, und das war und ist mir eigentlich nach wie vor das Erfreulichste. Wird das Buch gelesen, dann war das alles, der ganze Aufwand, dann waren die vielen Monate meines Lebens nicht umsonst.

Darum provoziere ich ein weiteres Mal und breche eine Lanze fürs Narrative: Mir sind Wissenschaft und Wissenschaftler bisweilen suspekt, vor allem dann, wenn diese meinen, ohne Publikum

auskommen und unter sich bleiben zu können. Ein Forscher aber, der den Bezug zur und den Dialog mit der Gesellschaft nicht anstrebt, bleibt ein schlichter Sachbearbeiter und Zulieferer. Meinetwegen! Aber er muß sich am Ende nicht wundern, wenn andere sein Geschäft betreiben und seine Ernte unter die Leute verteilen. Daß Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung in Deutschland immer noch zwei Paar Schuh' sind, hat zwar eine lange Tradition, ist aber trotzdem zu beklagen.

Nein, ich habe stets viel Respekt und Achtung vor dem Leser gehabt (auch wenn ich letztlich immer nur für mich geschrieben habe. Aber das lassen wir – es würde zu weit führen). Leser nämlich sind sensible, anspruchsvolle und verwöhnte Wesen und unterscheiden sich von meinen geplagten Schülern auf der harten Schulbank dadurch, daß sie das Buch jederzeit und ohne weiteres einfach zuklappen und sich auf Nimmerwiedersehen verabschieden können.

Am meisten Freude haben mir übrigens nicht unbedingt die Leserinnen und Leser bereitet, die mein Buch höflich gelobt haben, frei nach der Devise: »Ihr Buch habe ich zu Weihnachten gekriegt. Wundervoll, vor allem die Abbildungen!« So etwas höre ich zwar auch gern, doch noch willkommener sind mir jene Damen und Herren, die »Stormarns preußische Jahre« ganz und gar gelesen haben, obwohl ihnen durchaus manches gegen den Strich und die eigene Auffassung gegangen ist. Ich habe hierin immer eine Art Härtetest für meine »Geschichte« erblickt. Literatur will ja, daß sie gelesen und über sie gestritten und geredet wird.

So erinnere ich mich gern, wie mir eines Tages Burkhard von Hennigs in seiner ruhigen und vornehmen Art, dabei mit prüfendem Kennerblick und nicht zu üppigem Lächeln, mitteilte: »Ich habe ihr Buch jetzt durch; gestern abend die letzten Seiten gelesen. Doch, doch – nicht schlecht! Hat mir gefallen. So kann man es machen!«

Das tat gut, obwohl ich sicher war, daß dieser kritische Leser längst nicht alles akzeptiert hatte und ihm bei der Lektüre manches Ja-Aber aufgestoßen war. Vielleicht sollte ich ihn bei Gelegenheit einmal drauf ansprechen.

Doch die Episode hat noch ein Nachspiel: Herr von Hennigs hatte nämlich noch eine Überraschung besonderer Art für mich parat: »Übrigens«, meinte er, »fand ich wirklich nett gemacht! Stormarn wird 125 Jahre alt, und als ich ihr Buch zuschlagen wollte, schloß es mit Fußnote Nummer 125. Wirklich originell!« – Da staunte ich nicht schlecht, denn ich war völlig unschuldig an diesem i-Tüpfelchen der Poesie. Mit Nummer 125 hatte ich nun wirklich nichts beabsichtigt! Reiner Zufall. Ich gebe mein Ehrenwort!

Wie ich meine Kreisgeschichte heute sehe? Ich wünsche ihr noch ein paar Jährchen und meinetwegen auch einen Nachdruck, wenn Bedarf bestehen sollte. Aber dabei muß es dann auch bleiben. Für eine zweite durchgesehene und gründlich überarbeitete oder vollständig neubearbeitete Auflage bin ich nicht und mit Sicherheit auch nicht zu haben. Das wäre für das Buch nicht gut, weil ich heute Vorzüge und Mängel klarer sehe, als am 7. September 1993, als ich wie Tasso vor Landrat Dr. Hans Jürgen Wildberg trat, abends in Trittau in der Wassermühle, wo wir auf das Kind anstießen, das Stormaria mir nach kräftigen Wehen geschenkt hatte. Für mich war das kein Tag wie jeder andere, und ich habe mehr als einen Grund, unserem (aller)letzten »preußischen« Landrat, Herrn Hans Jürgen Wildberg, von dieser Stelle aus die besten Wünsche und die herzlichsten Grüße zu übermitteln. Er hat – wovon ich lange zehren werde – meine stormarngeschichtlichen Aktivitäten und Auftritte stets mit heiterem Darüberstehen begleitet.

Zurück zu den »Preußischen Jahren«: Als ich 1987 meinen rasanten historiographischen Vorstoß in die stormarnsche Vergangenheit eröffnete, hatte ich möglicherweise eine gewisse Ähnlichkeit mit Heinrich Schliemann: Ich wollte Ergebnisse, mir und der Welt etwas beweisen (daß in Stormarn trotz miserabler Quellenlage und heimatversunkener Landkreisdylle doch etwas losgewesen ist), wollte möglichst viel auf einmal freischaufeln und eventuell einen Goldschatz ans Tageslicht befördern.

Doch hier endet auch schon meine kleine Schliemann-Allegorie. Zwar habe ich bei meinen Grabungen sicherlich Neuland und das eine oder andere Schmuckstück entdeckt, aber ich habe – sonst hätte ich wohl keine ruhige Nacht mehr – nichts zerstört oder verschüttet oder hoffnungslos durcheinandergebracht. Im Gegenteil. Es darf und muß nachgehakt, weitergeforscht und fortgeschrieben werden. Was wir dringend benötigen, sind Spezialstudien, die ausleuchten, was meine manchmal allzu schwachen Suchscheinwerfer nicht erfaßten und wo meine Arbeit Desiderata und Fragen zurückläßt.

Ich schlage deshalb eine umfassende Monographie zur Groß-Hamburg-Thematik vor. Materialfülle und Problemdichte sind immens und brandaktuell. Warum nicht eine Habilitation, die die Gesamtschau bis zur Gegenwart herstellt? Ferner brauchen wir Untersuchungen zur Schul-, Kultur-, Verwaltungs-, Sozial-, Verkehrs-, Landwirtschafts- und Umweltgeschichte. Gerade zum Volksschulwesen ist die Quellenlage ermutigend. Die Verwaltungsgeschichte wurde von Wennemar Haarmann schon begonnen. Hierauf müssen wir aufbauen!

Ich schlage weiter vor: Grundlagenforschung zum Wählerverhalten und zur demographischen Entwicklung, statistische Materialaufbereitung zu den Kreisgemeinden bis und nach 1937, vergleichende Landkreisforschung (insbesondere mit Blick auf den »Speckgürtel«, die Umlandkreise) und Stormarn in der landeshistorischen Perspektive (Abbau der schleswig-holstein-historiographischen Nordlastigkeit). Und – was uns darüber hinaus fehlt: eine gut erzählte Stormarngeschichte inklusive Quellenanhang für die schulische Unterrichtsarbeit im Kreis.

Wir benötigen Quelleneditionen: vornehmlich die Kreistagsprotokolle von 1867 bis heute. Ferner ein lückenloses archivalisches Findbuch, das die Quellen von Berlin/Dahlem bis Schleswig, von Kiel bis Hamburg, von Bad Oldesloe bis in die Gemeindearchive, von Koblenz bis in die Privatarhive hinein erfaßt. Zum Beispiel: Wer weiß denn schon, daß sich im Archiv der Familie Bock von Wülfringen ausgesprochen relevante Akten zur NS-Zeit befinden!

Übrigens: Vieles von dem sollte allein schon aus finanziellen Erwägungen und – weil es sich um pure Grundlagenforschung handelt – gar nicht gedruckt, sondern nur auf elektronischen Datenträgern zugänglich gemacht werden.

Und haben wir all das fleißig und mit Historikerakribie abgearbeitet, sollte man »Stormarns preußische Jahre«, vielleicht in 20 Jahren, neu schreiben. Ich bin dann gerade (wenn mir die Politiker keinen Strich durch die Rechnung machen) im Begriff, mich zur Ruhe zu setzen, und habe folglich alle Zeit der Welt. Stormaria wird mich anlächeln, wie nur sie es kann, und sicherlich einen zweiten Frühling anmahnen. Was werde ich antworten? Ich weiß es schon heute. Ich werde mich an den alten Briest halten und wie er ruhig erklären: »Ach, Luise, laß ... das ist ein zu weites Feld.«